Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Ein luzernischer Volksdichter
Autor: Kreyebühl, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576105

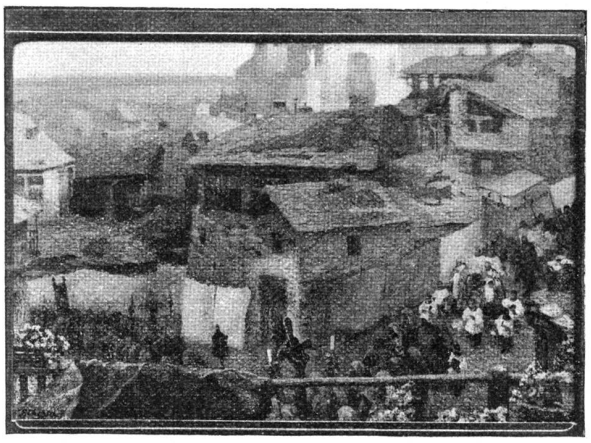
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

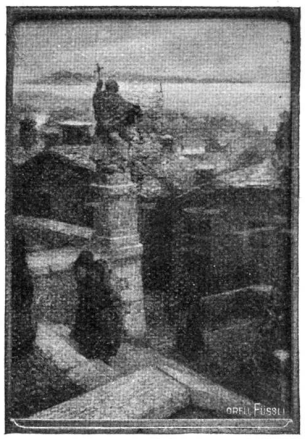
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch





Dorffest. Nach dem Triptychon von Pietro Chiesa, Sagno bei Mendrisio (s. S. 454).

Ein luzernischer Volksdichter.

Nachdruck verboten.

Mit zwei Bildnissen.

Die Volkssprache, der Dialekt, hat in der heutigen Zeit einen schweren Stand. In den größern Städten und in den Industriezentren ist sie rein nur noch vereinzelt anzutreffen, weil die Mischung der Bevölkerung eine Mischung der Umgangssprache bedingt. Zwar sprechen die meisten Schweizer auch in den Städten noch den einheimischen Dialekt; aber das Zusammentreffen verschiedener Dialekte ist selbstverständlich der reinen Ausbildung eines einzelnen nicht günstig, und so finden eben die genannten Mischungen statt, die unbewußt und unbemerkt in die Umgangssprache übergehen. Dazu kommt, daß das Schriftdeutsch vorwiegend die Sprache der Schule, des Unterrichtes auf allen Stufen, der politischen Körperschaften, der öffentlichen Versammlungen, der Presse, der kirchlichen Unterweisung u. s. w. geworden ist. Verhältnismäßig am reinsten hat sich die schweizerdeutsche Volkssprache in den verschiedenen Nüancen beim Landvolke erhalten, aus Gründen, die in der Natur des Bauern, im zähen Festhalten am Hergebrachten, in der Abgeschlossenheit seiner Lebenskreise, in der langsamen und vorsichtigen Aufnahme von neuen Bildungselementen liegen. Wie einst das Heidentum der alten Welt seine letzte Zufluchtsstätte beim Landvolke fand, sodaß Religion und „Paganismus" gleichbedeutend wurden, so ist auch heute die relativ unverfälschte Volkssprache in der Hauptsache „Paganismus", ein Bestandteil und eine Erscheinung des bäurischen Lebens geworden. Wer lange Zeit nicht mehr unter dem Landvolke gelebt hat, kommt sich bei gelegentlicher Rückkehr unter die bäuerliche Bevölkerung fast wie ein Fremder vor, weil er manche Ausdrücke und Wendungen nicht mehr versteht und nicht mehr zu handhaben vermag.

Schon dieses verhältnismäßig seltene Vorkommen der echten und unverfälschten Volkssprache läßt es begreiflich erscheinen, daß die literarische Verwertung des Dialektes eine Seltenheit ist und immer seltener wird. Es gibt unzählige Literaten, aber wenige Gotthelf. Dazu kommt, daß zur literarischen Verwendung des Dialektes nicht bloß die gründliche Kenntnis des Dialektes selbst gehört, sondern auch das schriftstellerische Geschick, eine gewisse Kenntnis der künstlerischen Gesetze, die für alle schriftstellerische Darstellung maßgebend sind. Es ist aber beinahe ein Widerspruch, von einem naiv empfindenden Menschen, der den Dialekt kennt und spricht, zugleich Kenntnis der für die literarische Darstellung geltenden Gesetze zu verlangen, und umgekehrt, wer über eine solche Kenntnis und damit über einen gewissen Bildungsgrad verfügt, der ist schon irgendwie über die Naivität des Volksempfindens, diesen Urquell der Volkssprache, hinaus. Auch aus diesem Grunde ist es daher eine große Seltenheit, daß der wirkliche, echte, reine Dialekt, die Sprache des Volkes, zum Ausdrucksmittel literarischer Kunstformen wird. Und naturgemäß wird auch hier die literarische Verwendung stofflich eine beschränkte sein. Man schreibt keine Dramen, nicht einmal Volksstücke, im Dialekt, wenn auch die Volkssprache darin vereinzelt verwendet wird; große epische Gedichte, Romane mit großem kulturhistorischem Hintergrund, Novellen, die außerhalb der bäuerlichen Kreise spielen u. s. w., werden ausnahmslos in Schriftdeutsch abgefaßt. So bleibt der Volkssprache oder, wie sie nach ihren hauptsächlichsten Trägern auch genannt wird, dem „Buredütsch", bloß das lyrische Gedicht, die Schilderung, Beschreibung, die kleine Erzählung, der Schwank, die Anekdote, die Satire, die Humoreske, das Idyll, kurz jene Gattung literarischer Darstellung, die in einem gewissen Sinne, wenn auch nicht in künstlerischer Absicht und Darstellung, das Volk selbst in seinem täglichen Leben zur Anwendung bringt. Zu einem Volksdichter und Volksschriftsteller gehört also ein starkes, naives Empfinden mit dem Volke, eine urwüchsige Kenntnis und Handhabung der Volkssprache, ein feines Gefühl für diejenigen Stoffe und Gebiete, die dem volkstümlichen Empfinden zugänglich sind, und dazu ein gewisses Maß schriftstellerischer Kunst, die der Volkstümlichkeit nicht im Wege steht, aber auch nicht so gering ist, daß die literarischen Erzeugnisse formlos, roh, unkünstlerisch wirken. Wo sich diese Eigenschaften beisammen finden, da haben wir einen Volksschriftsteller vor uns und damit eine Erscheinung, die schon um ihrer verhältnismäßigen Seltenheit willen Beachtung verdient. Es versteht sich, daß auch auf diesem Gebiete zahlreiche Abstufungen und Variationen der künstlerischen Individualität möglich sind und daß man am besten tut, einen jeden dieser Volksschriftsteller nicht an einem andern zu messen, sondern für sich selbst zu betrachten und zu behandeln.

Diese Zeilen haben den Zweck, eine dieser Individualitäten herauszugreifen, die mit Glück und Erfolg die luzernische Volkssprache zum Gefäß und Darstellungsmittel volkstümlicher, luzernischer Anschauungen, Empfindungen, Gedanken gemacht hat.

Der Name Josef Roos ist sowohl durch die Dialektdichtungen als durch das schwere Mißgeschick des Mannes weitesten Kreisen der schweizerischen Leserwelt bekannt geworden, und mehr als einmal haben dankbare Leser an der Linderung jenes Geschickes werktätigen Anteil genommen. Es verlohnt sich aber von mehrfachen Gesichtspunkten aus, dieser literarischen Erscheinung menschlich etwas näher zu treten und unsere Ansichten über Volksschriftstellerei an einer lebendigen dichterischen Persönlichkeit ins Licht zu setzen.

Josef Roos von Schüpfheim ist 1851 in ärmlichen Verhältnissen in Honau geboren und aufgewachsen. Nachdem er die Volksschule, die Realschule und das Lehrerseminar in Hitzkirch besucht, wurde er Lehrer in Meierskappel und an der Taubstummenanstalt Hohenrain; dazwischenhinein bekam er Anstellung an der Entlebucherbahn und an der Gotthardbahn. Bei der eingetretenen Baukrisis der Gesellschaft wurde er mit den andern Beamten der Sektion Luzern entlassen und nahm wieder Schuldienst in Vitznau und in Luzern. In seiner letzten

Stellung, an der Schweizerischen Zentralbahn in Bern, wurde er krank und ist es seit dieser Zeit — Oktober 1886 — ununterbrochen geblieben. Neben dem spärlichen Ertrag seiner Feder haben mehrere öffentliche Sammlungen dem kranken, aber immer tätigen Manne über die schlimmsten Stunden des Daseins weggeholfen.

Wer Roos als eigentlichen Volksdichter würdigen und genießen will, muß zu der Sammlung „Buredütschi Gschichtli, Gedichtli, Rym und Ränk" greifen, die unter dem Titel „No Fyrobigs" mehrere Auflagen erlebt hat. Die „Rym und Ränk" lassen wir hier außer Betracht. Sie enthalten viel Mutterwitz, gute Beobachtung, eine gesunde Lebensauffassung und Humor, der hie und da, wie das Volk es liebt, ins Derbe fällt. Den literarisch wertvollen Teil aber machen die „Gschichtli" und die Gedichte aus. Die „Gschichtli" sind im weitern Sinne gemeint, als Schilderungen des Volkslebens und als Erzählungen. Unter den letztern nimmt das „Aentlibuer-Dorfgschichtli" die erste Stelle ein. Es erzählt in Entlebucher Dialekt, wie zwei gutherzige Schwestern durch Spinnen ihrem jüngern Bruder ermöglicht haben, Lehrer zu werden, und zum Dank dafür vor einer schlimmen Schwägerin im Hause des Bruders eine Zufluchtsstätte für ihre alten Tage finden. Der Entlebucher Dialekt ist in dieser Erzählung meisterhaft gehandhabt und der „ethische" Gehalt kräftiger und lebensvoller als derjenige einer mehrbändigen „Moral". Wie weit steht doch das Leben über aller Theorie! Die übrigen Schilderungen, Erzählungen und Skizzen haben ihren Schauplatz alle in der engern Heimat des Verfassers, im Habsburgeramt, und ihr Reiz beruht nicht zum wenigsten darin, daß sie ganz und gar mit Lokalkolorit ausgestattet, durch und durch mit Erdgeruch gesättigt sind. Der Volksdichter muß aus dem Volksleben schöpfen, und das Volksleben ist nicht international, nicht kosmopolitisch; es gehört wesentlich zum heimatlichen Boden, zur Scholle. Unser Dichter fühlt mit dem Luzerner Landvolk, das ist das Vaterland, an das die Seele des Dichters sich anschließt. Selbstverständlich nicht im Sinne eines engherzigen, politischen Föderalismus, sondern im Sinne des Gemütes und der Phantasie, die mit dem Leben in der engern und engsten Heimat am innigsten verwachsen sind. Jugend und Alter, Leiden und Freuden des Dichters, seine Wirksamkeit als Lehrer, sein Leben unter dem Volke haben sich zum großen Teil auf diesem Schauplatze abgespielt. Von diesem individuellen Leben geben darum auch seine Schilderungen Zeugnis. Und wie plastisch, wie anschaulich, wie in allen Zügen wirklichkeitsgesättigt weiß er diese Schilderungen des Volkslebens im Habsburgeramt zu gestalten! Natürlich muß man selbst Luzerner sein und diese Dinge in irgendeiner Gestalt selbst miterlebt haben, um die volle Lebendigkeit aller einzelnen Züge herauszufühlen. Erfreuen werden diese Skizzen jedermann; aber am kräftigsten werden sie nur auf den wirken, der sie selbst erlebt hat. Manche dieser Schilderungen sind Erinnerungen an Zeiten, die vorüber sind, wie der „Usschießet bin eus deheim im Habsburgeramt" oder die „Michelschrüz-Chilbi vor öppe zwänzg Johre". Auch „Um ene Nydle" gehört hieher; denn das alte diplomatische Kaiserspiel ist ausgestorben. J. Roos gibt uns eine Momentaufnahme, die an draftischer Lebendigkeit nicht einen einzigen Zug vermissen läßt. So haben unsere Väter und ihre Bekannten und unsere ältern Geschwister in der Jugend noch gespielt und die langen Winterabende beim alten, qualmenden Oellicht mit Kurzweil vertrieben. Persönliche Erinnerungen aus der Jugend enthalten der „kritische Tag", da das siebenjährige Büebeli zum ersten Mal in die Schule geht, die „neuen", mausgrauen Hosen zerreißt, die aus einem Paar älterer Hosen des Vaters entstanden sind, und den Kaffee verliert, den er der Mutter heimbringen soll; dann aber auch die köstliche Schilderung vom ersten Theaterbesuch und von dem neugierigen Bürschchen, das sich die „Komedie von der heiligen Genovefa" im Giskoner Schulhaus an einem sehr unbequemen Platz, nämlich von dem großen Ofenrohr eines unvernünftig geheizten Kachelofens aus, angesehen hat und zum Schluß von der Mutter noch Schläge bekam, „aß si di Etzündig vom Buch wyter hindere gloh hed".

Josef Roos (Phot. Emil Goetz, Luzern).

Das gehaltvollste Stück der prosaischen Abteilung von „No Fyrobigs" ist offenbar die Habsburger Idylle „Heimeligi Zyte". Die heimeligen Zeiten sind die Zeiten der Jugend, die der Verfasser im Habsburgeramt, in der Schule, im Elternhaus, in der freien Natur, im Kreislauf des ländlichen Lebens erlebt hat. Die Wiedergabe der landschaftlichen Stimmung in den verschiedenen Jahreszeiten kann sich mit den besten Schilderungen dieser Art messen, und ihre Wirkung könnte höchstens von einem hervorragenden Landschaftsmaler erreicht werden. Roos malt mit Worten, aber nicht mit langatmigen Schilderungen, sondern mit ein paar charakteristischen Strichen die düstere Adventszeit, die Weihnachtsfreude der Jugend, den trauervollen Charfreitag, die sonnige Osterzeit, den heißen Sommertag mit den Mühen und Freuden des Heuers, den kühlenden Abend im „Heuet", wo die ganze Natur zur Ruhe geht, nur noch die grüne Reuß rauscht und vom Pfaffwiler Boden herauf die Töne des Waldhorns erklingen. Heimelige Zeiten — ein tiefes Wort; es sind die Zeiten der Jugend, die man in der Heimat verlebte und mit deren Zauber sich nichts anderes im Leben vergleichen läßt; es sind die Zeiten und Orte, wo man daheim und — glücklich war, wie man es später niemals werden wird und werden kann. Glücklich der Mensch, der wenigstens in der Erinnerung einen Schlüssel zum blühenden Garten der Jugend und der Heimat besitzt!

Auch bei den mundartlichen Gedichten wird man häufig an die verwandte Schilderungskunst des Malers erinnert. Roos ist vor allem ein Genremaler, ein Schilderer heimeliger, häuslicher Szenen, etwa wie Knaus oder Vautier oder unser Anker. Die am heißen Sommertag beim Spinnen eingeschlafene Großmutter, auf deren Schoß das Kätzchen weiter spinnt — das Gedicht liest sich wie die Umschreibung eines Genrebildchens von Grob oder Anker. Mit Hebelscher Anschaulichkeit und episch breiter Behaglichkeit malt der Dichter „e Summermorge z'Luzärn". Maurice von Stern nannte das in Hexametern abgefaßte Idyll eine entzückende Kleinmalerei, deren Pinselstriche den schärfsten Blick eines echten Poeten voraussetzen. Auch die Naturschilderungen der Prosaabteilung kehren wieder, jetzt weiter ausgeführt und mit individuellen Zügen aus dem Landleben bereichert. Der Dialekt hat eben den großen Vorteil, die Jahreszeit in der eigenartigen Beleuchtung des Landlebens zu zeigen, dessen Kreislauf der Ring ist, der Wohl und Wehe, Lust und Leid, Ruhe und Arbeit des Landmannes umschließt. Gerne gibt daher der Dichter der Naturschilderung die Wendung ins Lehrhafte und ins Symbolische. Im Herbstlied mahnt er, mitten im Herbstsegen der Armen zu gedenken, oder er sieht im fallenden Laub die Vergänglichkeit und das Ende aller Dinge. Mit einem einzigen Satz weiß er den Sinn auf die tiefere Symbolik des Naturlebens zu lenken. Das Fallen des Laubes, das Grab, das Läuten des Endzeichens — in diesem schwermütigen Akkord klingt ein Herbstlied aus. Es wäre überhaupt irrig, J. Roos wegen seiner humoristischen Gedichte, Schnurren, Anekdoten und Witze vorwiegend für eine heitere, lebenslustige oder leichtfüßige Natur zu halten. Im Gegenteil: er besitzt ein tiefes Gemüt, und solche sind eher zu einer schwermütigen und schwerblütigen Auffassung des Lebens geneigt. Weil solche Menschen tiefer als andere empfinden, so empfinden sie auch die rauhen Seiten des Lebens tiefer, und diese hat unser Dichter wahrlich hart genug erfahren! Solche Stimmung wird dann allmählich zur Resignation, wie sie sich in dem Gedichte „De Möntsch e Pfyffechopf" ausdrückt. „Du bist en alte Pfyffechopf und chaust verheije gly ..." Und wer anders als ein Mensch mit tiefem Mitgefühl könnte die Gedanken des „armen Betli" erlauscht haben, das samt seinem Kind vom treulosen Hans verlassen worden ist?

Schließlich sind aber auch Humor und echte Komik Erzeugnisse eines regen und tiefen Gemüts. Man wird nur humoristisch, wenn man sich in die kleinen Torheiten und Verirrungen des Alltagslebens hineinzuversetzen, gleichzeitig aber sich durch starken Sinn davon zu befreien und darüber wegzusetzen vermag. In diesem Sinne haben wir die Personen und Situationen zu verstehen, die des Dichters humoristische Behandlung herausfordern. Die Leute benehmen sich komisch, närrisch, verkehrt; aber der Dichter läßt sie zappeln, weil er zeigen will, daß es ihnen eben an der Freiheit und Stärke des Herzens mangelt, sich aus den selbstgesponnenen Netzen zu erlösen, weil sie ihre Kleinheit für etwas Großes halten, statt mit wirklich Großem sich von der eigenen Kleinheit zu befreien. „'s ist wie verhäxet," schimpft die ungeduldige Hausfrau, der in Küche und Haus ein Mißgeschick nach dem andern begegnet, ohne zu fühlen, daß ihre Ungeduld „alles verhext". Etwas mehr Geduld, und alles ginge seinen ruhigen Gang. Die Eltern schimpfen über die vielen Ausgaben, die ihnen die Kinder verursachen; aber sie denken nicht daran, daß sie an diesen Ausgaben selber schuld sind: „Wenn no die leggsti Windle tropfet, so het der Storch scho wider gchlopfet". Sogar dem leidigen, ja schrecklichen Petrolteufel gibt unser Humorist einen gutmütigen Anstrich: „Paß auf, verehrtes Publikum, im Umgang mit Petroleum!" Die eigentliche und reine Komik, das herzliche Lachen über menschliche Torheit erregen Gedichte, wie „Schwarz uf wyß", „Zspot umeto!" und „Es Wunder". Da kommt der reine Schalk zum Vorschein, der sich an der unverfälschten Dummheit der Leute ergötzt. Und welcher Leser würde sich nicht mit ihm ergötzen an dem armen Joggi, der bei St. Paulus gelesen hat: „Wer heiratet, tut gescheit", und darauf eine Frau nimmt, die ihm das Leben sauer macht, und erst zu spät sieht, daß auf dem nächsten Blatte der Bibel das Wort gestanden hat: „Wer nicht heiratet, tut gescheiter." Oder wer hätte nicht seinen Spaß an der alten Jungfer, die in der Kirche des heiligen Jost in Blatten von dem Heiligen einen großen, schönen Bauernsohn als Mann erbittet, während der kleine, häßliche Bruder, der seinerseits die Jungfer gerne hätte, an des Heiligen Statt der liebenden Jungfrau das Orakel erteilt: „Hör uf mit der Bitt, wenn d' de Chly nid witt", worauf natürlich die Jungfer dem wundertätigen St. Jost gehorcht.

Margaretha Weiß (Phot. Ed. Weiß, Zug).

Neben dem Gehalt und dem allgemein menschlichen Wert der Dichtungen unseres Volkspoeten ist selbstverständlich ebenso wichtig die sprachliche Darstellungsform, die Art der Behandlung des Dialektes. Diese sprachliche Seite ist bei Dialektdichtungen noch wichtiger, für ihren Wert maßgebender als bei literarischen Erzeugnissen in schriftdeutscher Darstellung. Das Schriftdeutsch ist einerseits die Sprache des ganzen deutschen Kulturgebietes, das die verschiedensten Stämme des deutschen Volkstums miteinander verknüpft, die Sprache deutscher Bildung und Kultur der Neuzeit; es ist anderseits einer großen individuellen Ausbildung fähig, je nach der Geistesart des Schriftstellers, der dieses Werkzeug handhabt. Jeder bedeutende, originelle, kräftig fühlende Schriftsteller bildet sich eine eigene Variante des Schriftdeutsch und bereichert es mit einem eigenen Stil. Die schriftdeutsche Sprache läßt dem individuellen Sprachgenie innerhalb des deutschen Bildungsgebietes einen unermeßlichen Spielraum der Entfaltung.

Ganz anders verhält es sich mit der schweizerischen Mundart, der lebendigen und in der Hauptsache gesprochenen Sprache des Volkes. Als Mundart ist sie nach den verschiedenen Teilen unserer Heimat verschieden; sie spiegelt die Besonderheiten der Volksseele wieder, die durch Sitte, Herkommen, Wohnort, natürliche Anlagen, Beruf, Charakter, durch religiöses Bekenntnis, Geschichte und eine Menge von geistigen Imponderabilien bedingt sind. Es gibt kein normatives Schweizerdeutsch, sondern nur eine Menge gleichberechtigter, schweizerischer Mundarten. Der schweizerische Dialektschriftsteller hat also eine von diesen Mundarten zu wählen, und er wird sich auf eine davon beschränken müssen, wenn er Erfolg haben will. Das Studium des Volkslebens, das Leben in und mit dem Volke, diese erste Vorbedingung der Kenntnis und Handhabung des Dialektes, ist eine Sache, die den ganzen Mann ein ganzes Leben lang in Anspruch nimmt und fesselt. Daher wäre es unnatürlich und dilettantisch, wenn ein Volksschriftsteller in mehrern, scharf voneinander geschiedenen Dialekten darstellen würde. Die besten Volksschriftsteller halten sich an einen ganz bestimmten Dialekt, weil sie eben nicht den Normalschweizer schildern, den es nicht gibt, sondern irgend einen Ausschnitt unserer Bevölkerung, der durch die oben genannten Bedingungen ein besonderes Gepräge erhalten hat und forterhält. So bedient sich Roos des Luzerner Dialekts mit den leisen Färbungen der Umgegend von Luzern, in einem Falle des Entlebucher Dialekts, der mit demjenigen des bernischen Emmentals verwandt ist.

Durch diese Wahl einer bestimmten Mundart aber legt sich der Volksschriftsteller eine Reihe von Schranken auf, deren genaue Beachtung ihn erst zum wirklichen Volksschriftsteller macht. Es heißt auch hier: viele sind berufen oder glauben sich berufen, aber wenige sind auserwählt. Der mundartliche Schriftsteller hat sich auf eine einzige Mundart zu beschränken und darf nicht verschiedene Mundarten miteinander vermischen. Er muß also den Dialekt nicht in den Städten studieren, wo die Dialekte in dem Verkehr sich vermischen und abschleifen, sondern auf dem Lande, wo er sich verhältnismäßig am reinsten erhält und fortpflanzt. Ebensowenig darf er schriftdeutsche Ausdrücke und Wendungen einmischen, oder, was noch wichtiger, weil viel schwieriger zu vermeiden ist, er darf nicht Gefühle, Gedanken, Anschauungen vertreten, die der Volksseele fremd sind. Das Volk hat nun einmal, namentlich auf dem Lande, einen bestimmten Kreis seelischer Empfindungen, Erfahrungen und Lebensansichten, aus denen der Volksschriftsteller schöpfen und an die er anknüpfen muß. Wie er das zu machen hat, das kann ihm durch keine Regel vorgeschrieben oder an die Hand gegeben werden. Seine Seele muß mit der Seele des Volkes schwingen; er muß in dieser Seele lesen, ihr tiefstes Lebensgefühl verstehen, den ganzen Kreis ihrer Anschauungen ausmessen; er muß dem Volksleben den Puls fühlen; er muß aus Erfahrung wissen, wie sich das Volk zum Ganzen aller Werte des Lebens stellt, und dann — mag er schreiben, was er will: es wird volkstümlich sein. Darin liegt z. B. die große Kunst des Jeremias Gotthelf, daß er auch da, wo er die tiefsten Probleme des Lebens streift und ergreift, nie den Zusammenhang mit den Grundüberzeugungen des Volkes verliert, daß er trotz aller Bildung und Eigenart ein Mann aus dem Volke bleibt, daß er nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Fehler und Gebrechen des von ihm so meisterhaft gezeichneten Volkes teilt. Wäre nicht etwas von diesen Gestalten des bernischen Landvolkes in Gotthelfs Seele selbst lebendig gewesen, nie hätte er sie so lebensvoll darzustellen vermocht. Nirgends wirkt darum Schönfärberei, ein falscher Idealismus, ein ästhetisches Schöntun oder das Hereinziehen von fremdartigen Bildungsstandpunkten so abstoßend und erkältend wie auf dem Gebiete der Volksschriftstellerei. Eher verzeihen wir eine derbe Realistik als eine derartige verlogene Aesthetik, die den Volkscharakter in einem ganz falschen Licht erscheinen läßt. Selbstverständlich bietet das Volksleben unendlich viele Seiten dar, schöne und häßliche, gute und schlechte, rohe und edle; das Höchste und das Niedrigste sind ihm nicht fremd. Was aber immer der Volksschriftsteller darstellt, das soll nicht aus ästhetischen oder moralischen Lehrbüchern, nicht aus fremden Bildungsquellen, nicht aus Büchern und Theorien, sondern es soll aus der vollen Wirklichkeit des Volkslebens selbst geschöpft und mit ihr in Zusammenhang gebracht werden. Der Volksschriftsteller darf nicht über die Köpfe des Volkes weg reflektieren, dozieren, moralisieren; er muß alles, was er sagt und wie er es sagt, auch das Tiefste, Edelste,

Idealste, wie das Unedle, Rohe, Gemeine aus der innern, eigenen Bewegung der Volksseele selbst hervorgehen lassen. Das ganze, ungebrochene Leben ist sein eigener Zweck; darum soll es nicht von einem äußern, fremden, angeblich höhern Standpunkt aus, der das Leben zum Mittel für ein Räsonnement oder eine Theorie macht, dargestellt werden.

Man sieht, daß an den wahren Volksschriftsteller durchaus keine geringen Anforderungen gestellt werden. Wenn es verhältnismäßig leicht ist, im Schriftdeutsch als Schriftsteller aufzutreten, weil es hier die gebildete Sprache selbst ist, die für die meisten dieser Schriftsteller dichtet und denkt, so ist es umgekehrt verhältnismäßig schwer, ein guter Dialektschriftsteller zu sein, weil hier keine gebildete Schriftsprache vorliegt, sondern die vom Volk gesprochene Sprache, und diese vollständig, lebendig und selbständig angeeignet sein will, ehe sie zum Darstellungsmittel schriftstellerischer Kunst verwendet werden kann. Für die schriftdeutschen Schriftsteller gibt es literarische Quellen und Hilfsmittel in Menge; für den Dialektschriftsteller gibt es in der Hauptsache, von berühmten Mustern abgesehen, nur eine Quelle, das ewig sich verjüngende Volksleben selbst.

Sehen wir, in welcher Weise und in welchem Umfang unser luzernischer Volkspoet diesen Anforderungen entspricht, so ist vor allem anzuerkennen und mit Vergnügen hervorzuheben, daß er die Sprache des Volkes gründlich kennt und versteht. Wir kennen den Luzerner Dialekt auch, und doch müssen wir gestehen, daß uns verschiedene Ausdrücke in Roos' Schriften unbekannt, andere fast völlig aus Gedächtnis und Gebrauch verschwunden sind. Also gegen die Reinheit und Echtheit der Mundart wird bei Roos nicht viel einzuwenden sein, und die Redaktoren des schweizerischen Idiotikons haben sich denn auch diese Fundgrube für luzernische Idiotismen nicht entgehen lassen. Jeder echte Luzerner wird an den heimeligen Klängen der Muttersprache seine herzliche Freude haben, namentlich auch dann, wenn er sie in der Fremde lange nicht mehr vernommen hat. Wie indessen bekanntlich auch der gute Homer bisweilen schläft, so hat auch Roos hie und da in seiner Darstellung eine falsche Note gegriffen, nicht durch falsche Anwendung des Dialekts, aber durch Herübernahme schriftdeutscher Wendungen, denen bloß das äußere Kleid der Volksaussprache umgeworfen wird. So heißt es in „Heimeligi Zyte": „E melancholischi Stilli lid überem ganzen Aerdbode". Das ist schriftdeutsch empfunden, das Volk spricht nicht so. Das Gras „duftet" nicht, sondern es „schmöckt guet"; der Abendwind trägt nicht den „süeße Heuduft" von den Matten herab, sondern „de fin Gschmack vom Heu". Wenn die Kellnerin auf Michelskreuz den bestellenden Herren zuruft: „Sofort, ihr Herre", so ist das (vielleicht absichtliches) Bildungsdeutsch; eine echte Luzernerin hätte geantwortet: „I chumen uf der Stell, händ nur e chli Geduld!" An der richtigen Stelle hat dagegen der Dichter im „Booli-Husgeist" den badischen Flüchtling seine Aufklärungsmaxime in gutem Hochdeutsch ausdrücken lassen. Als eine falsche Note empfinden wir es auch, wenn der Verfasser in der Habsburger Idylle Schillers drei Worte zitiert oder bisweilen in einen Predigtton verfällt, der wohl nicht ganz echt ist und jedenfalls nicht originell. Im übrigen ist durchaus anzuerkennen, daß das Volksleben nach seinen verschiedenen Seiten richtig erfaßt und empfunden und ohne Bildungsschminke in seiner ungebrochenen Natürlichkeit dargestellt ist.

Wir müssen hier allerdings die Einschränkung machen, daß der Verfasser mehr die äußern Seiten des Volkslebens, seine Sitten und Gebräuche, seine Lebensart, den Mutterwitz und Humor der Bauern, ihre weniger liebenswürdigen Seiten, den Geiz und die Habsucht und sodann den äußern Rahmen all dieser Gestalten, das Naturleben, mit Vorliebe dargestellt hat.

Den tiefern seelischen Seiten des Volkslebens, seinem Verhalten zu den Welträtseln, den Konflikten des Daseins, den sozialen Kulturproblemen, den historischen Wandlungen und Entwicklungen, den religiös-kirchlichen und politischen Faktoren u. s. w. ist der Dichter nicht nachgegangen. Wir haben es oft bedauert, daß uns der Dichter nicht mit einer größern Komposition beschenkt hat, in der, etwa ähnlich wie bei Jeremias Gotthelf, irgend ein tieferes, seelisches Rätsel auf dem Hintergrunde des luzernischen Volkslebens seine Darlegung und Lösung gefunden hätte. An Stoff würde es nicht fehlen. Ereignisse wie der Bauernkrieg oder der Sonderbund haben die Volksseele im tiefsten aufgeregt. Dann aber enthält das menschliche Herz zu allen Zeiten Abgründe und erzeugt Konflikte, die einen Volksdichter zu weiterm Ausspinnen geradezu reizen müssen. Es werden auch in diesem scheinbar friedlichen Idyll des luzernischen Volkslebens Kämpfe geführt und erlebt, die auf engem Boden dennoch ins Große und Größte gehen und der Gestaltung durch einen großen Dichter fähig sind. Solche Stoffe könnten allerdings nicht in bloßer Mundart dargestellt werden, sondern der Dialekt müßte dabei mehr aushilfsweise, wie bei Jeremias Gotthelf, zur Verwendung kommen.

Neben den vorher genannten Beweisen seiner Vorzüge als Dialektdichter hat Roos gleichsam noch einen negativen Beweis für die Tatsache erbracht, daß er ein eigentlicher und eigenartiger Dichter nur als Dialektdichter ist. Er hat unter dem Titel „Stimmungen" ein Bändchen „poetischer Versuche" in schriftdeutscher Sprache veröffentlicht, das 1895 in zweiter Auflage erschienen ist. Es ist eine Sammlung von Gedichten, die offenbar aus verschiedenen Zeiten stammen, wie sie denn der Herausgeber selbst, als ob er der Ordner seines eigenen Nachlasses wäre, in Gedichte der ersten und der zweiten Periode eingeteilt hat. Den zweiten Teil machen „Splitter und Späne", Sprüche, Distichen, Rätsel aus. Beim Durchlesen dieses Gedichtbändchens ist uns zu Mute, als hätten wir einen ganz andern Verfasser vor uns wie in den mundartlichen Gedichten. Es ist, als ob Roos mit der Sprache vollständig auch die Seele ausgewechselt hätte. Die Gedichte haben durchaus keine Eigenart, keine Beziehung zu der engern Heimat, zum Volksleben; sie schweben in der Allgemeinheit des dichterischen Empfindens; sie variieren die Gemeinplätze aller derjenigen, die dem Irrtum huldigen, Gedichte machen und ein Dichter sein sei ein und dasselbe. Blumen und Wald, Lenz und Liebe, Freundschaft, Treue und Untreue, Jahreszeiten, kirchliche Feste, religiöse Stimmungen, Leid und Trost u. dgl., das sind die Töne, die auf dieser Leier immer wieder erklingen. Würden sie stark, mächtig, in eigenartigem Tonfall erklingen, so wäre es zu begrüßen; denn das menschliche Herz ist unerschöpflich in den Stimmungen, aus denen die wahre lyrische Dichtung entspringt. Aber diese stärkern Töne vernehmen wir in den „Stimmungen" nur selten. Die Einflüsse von außen, die Bildung, die Reflexion, die Anempfindung, das Vorbild anderer Meister — all dies wirkt so stark, daß für die Eigenart des Dichters von „No Fyrobigs" nicht mehr viel übrig bleibt. Der Verfasser befindet sich seiner Sammlung gegenüber in einer Täuschung. Einerseits nennt er sie „poetische Versuche" und trifft damit wohl das Richtige, anderseits nennt er die Gedichte „Lieder, wie sie das Herz gebiert, nicht etwa mit Verstand vorsichtig konstruiert". Wären sie wirklich aus der Tiefe des Herzens geboren, so hätten sie für mehr zu gelten als für poetische Versuche. Das letztere sind sie aber in der Tat, weil darin eben das starke, eigenartige Herz nicht spricht, weil die Gedichte durch allerlei Faktoren und Einflüsse gemacht, aber nicht aus dem schöpferischen Urquell des Gemütes geboren sind. Nur selten findet Roos hier den eigentlichen Volkston, wie in der „Sägemühle", „Hans und Grete", „Winterabend", „Alte Zyten". Selbst die Schilderungen der nächsten Umgebung, wie „Michelskreuz", gedeihen zu keiner individuellen Anschaulichkeit. Nur in einer Stimmung finden wir den Autor der Dialektdichtungen wieder, in der Klage des Alters über das verträumte Leben und in der bittern Satire auf das Schicksal des Dichters und Denkers in der stumpfsinnigen Welt. Hier findet er einen tiefen Ton, der aus der eigensten Seele stammt und zur Seele des Lesers dringt:

„So gleicht mein schwaches, letztes Singen
Dem Drosselschlag, der noch in späten Tagen
In Linden schlägt, die über Gräber ragen —
Ach, möcht' in jedes junge Herz er dringen . . ."

Diese Verse voll Lenau'scher oder Hölty'scher Melancholie sind zugleich ein Beweis für das früher Gesagte, daß die Grundstimmung des Dichters eine ernste, nicht düster-verzweifelnde, aber wehmütig-resignierte ist und daß Humor und Komik mehr nur wie flüchtige Lichter anzusehen sind, die das seelische Dunkel vorübergehend freundlich erhellen.

Wir wollen selbstverständlich den Dichter nicht tadeln, daß er diese Sammlung veröffentlicht hat. Zu wünschen wäre jedoch, daß bei einer spätern Auflage eine noch stärkere Sichtung vorgenommen und das eine oder andere Gedicht, z. B. die Glosse S. 130, ausgemerzt würde. Der Verfasser hat hier eine arge Geschmacklosigkeit verschuldet, da er die durch ihre

Die Politiker. Nach dem Oelgemälde von Max Buri, Brienz (s. S. 454).

Innigkeit berühmte Strophe von Freiligrath (nicht von Bodenstedt, wie Roos meint): „O lieb, so lang du lieben kannst" nicht glossiert, sondern geradezu travestiert.

Diesen Ausführungen gemäß kann man die „Stimmungen" entschuldigen, ja vielleicht aus äußern Gründen rechtfertigen; aber bei der Würdigung unseres Luzerner Volksdichters als literarischer Erscheinung dürfen sie ruhig bei Seite gelassen und als nicht veröffentlicht angesehen werden. Die Kritik muß so urteilen, wenn sie ihr Amt gerecht und ohne Ansehen der Person verwalten will. Einer verdienten und auf guten Gründen beruhenden Wertschätzung darf dagegen der Dialektdichter J. Roos in allen Kreisen unseres Volkes sicher sein, da, wo man der richtigen Ueberzeugung lebt, daß das Echte, Große und Tiefe des menschlichen Geistes aus den geheimnisvollen und verborgenen Wurzeln einer Volksindividualität aufsteigt und von hier aus den Zugang zu den übrigen Gliedern der großen deutschen Völkerfamilie gewinnt. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen; aber man muß in einer recht heimisch sein, um auch in den andern als ein vollgültiges Glied der großen Familie geschätzt und anerkannt zu werden.

Aber dieses Bild, das mehr ist als Bild, legt noch eine andere Folgerung und Forderung nahe. Wenn ein Dichter, ein Denker, ein Künstler, ein Erfinder, ein Schriftsteller, ein Mann der Gemeinnützigkeit, ein Philanthrop Werke schafft, die seinem Volke zum Nutzen und zur Ehre gereichen, ist dann nicht dieses Volk durch die Pflicht der Dankbarkeit wie der Selbstachtung verbunden, dem Manne, der für das Ganze arbeitet, auch als Ganzes den Kampf um das Dasein und seine eigene Arbeit zu erleichtern, ihn vor Sorgen und Not zu schützen und ihm wenigstens ein sorgenfreies Alter zu bereiten?

Unser Volk hat die Alters- und Krankenversicherung ernstlich in Erwägung gezogen, und es wird sie bei gelegener Zeit durchführen. Es hat durch die Schulsubvention den Lehrerstand besser gestellt; es errichtet Sanatorien für Lungenkranke; es erstellt Anstalten für epileptische, bildungsunfähige Kinder. Die bildende Kunst wird von Staats wegen unterstützt, und nun soll auch die Poesie und Musik an die Reihe kommen. Der Landwirtschaft, dem Gewerbeschulwesen werden die reichlichsten Subventionen zuteil. Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft wirft nach allen Seiten leuchtende und wärmende Strahlen philanthropischen Wirkens aus. Die Eisenbahnbeamten und -angestellten haben ein eigenes Ferienheim zur Erholung und Erfrischung gegründet.

Aber noch keiner staatlichen Behörde, keiner gemeinnützigen Gesellschaft, keinem Privaten ist es eingefallen, wie notwendig ein Heim wäre für die geistigen Arbeiter, alle, die als Dichter, Denker, Künstler, als Vertreter geistiger Arbeit überhaupt ihr Leben den idealen Gütern des Volkes und der Menschheit gewidmet haben und dabei, wie es der Lauf der Dinge ist, bei der Teilung der Welt zu kurz gekommen sind. Sammlungen und Unterstützungen von Fall zu Fall sind schön und lobenswert. Aber das allein Richtige sind nicht Almosen, welche demütigen, sondern die Errichtung eines nationalen Heims für alle Geistesarbeiter, einer sorgenfreien Ruhestätte für die Tage der Krankheit, der Arbeitsunfähigkeit und des Alters.

„Und was das arme Herz auch denkt und dichtet,
Es trägt im ganzen beides nicht viel ab;
Denn Honorar wird selten ausgerichtet,
Und Lorbeerholz taugt nicht zu Stütz und Stab."

Die katholische Kirche hat dies längst begriffen, da sie für die alten oder aus andern Gründen arbeitsunfähigen Geistlichen eine Versorgung in Chorherrenstiften eingerichtet hat. So eine weltliche, vom Volke eingerichtete und unterhaltene „Chorherrenstiftung" müssen wir haben, einen Ruhesitz für die

Arbeiter und Kämpfer für die Güter des Geistes, die wahrlich für das Leben und Gedeihen eines Volkes mindestens von ebensogroßer Bedeutung sind als technische Fortschritte, als Landwirtschaft, Handel und Industrie, die aber nur in den seltensten Fällen dem Geistesarbeiter ein sorgenfreies Leben ermöglichen. Von den Enterbten des Glückes spricht die ganze soziale Welt; aber niemand von den Opfern und Märtyrern der Geistesarbeit, von denen, die nur die Geister zu vergnügen wissen und darum von den Leibern ohne Brot gelassen werden.

Das Schicksal unseres luzernischen Volksdichters ist ein schmerzlicher Hinweis auf eine klaffende Lücke in unserm sozialen Leben, die nicht rasch genug durch Gründung eines schweizerischen Prytaneums für Geistesarbeiter ausgefüllt werden kann. Ehrt nicht erst die Toten durch Denkmäler von Stein, ehrt schon die Lebenden durch Denkmäler der Fürsorge und Liebe!

* * *

Wiewohl diese Skizze sich in der Hauptsache mit den mundartlichen Dichtungen von J. Roos befaßt, so mag doch zur Ergänzung darauf hingewiesen werden, daß sich unser Dichter in der letzten Zeit mit einer Schriftstellerin in Verbindung gesetzt und mit dieser schriftdeutsche Erzählungen aus dem schweizerischen Volksleben veröffentlicht hat. Die Schriftstellerin heißt Margaretha Weiß, ist 1853 in Zug geboren und verlor schon in den ersten Lebenstagen infolge eines bösartigen Augenübels fast vollständig ihre Sehkraft. Als sie alt genug war, um in eine Blindenanstalt aufgenommen zu werden, verlor sie den Vater, und nun mußte der Besuch der Anstalt unterbleiben. Im häufigen Umgang mit Nachbarskindern wurde sie eine geschickte Märchen- und Geschichtenerzählerin. In Jugendschriften fanden einzelne ihrer Erzählungen Aufnahme, und Professor Otto Sutermeister in Bern ermunterte sie zu weiterer Arbeit. Unter Anleitung einer Freundin lernte sie in Buonas notdürftig schreiben; aber es war eine Hieroglyphenschrift, die kein Setzer enträtseln konnte. Da lernte sie den in Gisikon lebenden J. Roos kennen, der ihre novellistischen Erzählungen durchsah und in lesbare Schrift übertrug. Seither arbeiten die beiden zusammen, verbunden durch ähnliche Schicksale und eine in der Not des Lebens erprobte Freundschaft. Margaretha Weiß nimmt den Stoff zu ihren Erzählungen meist aus dem ländlichen Leben. Für den Mangel an Sehkraft des Auges hat ihr die Natur die Gabe verliehen, mit feinem Gefühl in das Seelenleben der ländlichen Bevölkerung einzudringen und es naturwahr zu gestalten. Von ihrer Begabung hat sie durch die von der „Schweiz" mit einem Preis gekrönte Weihnachtserzählung „Christians Vermächtnis und Opfer" eine schöne Probe abgelegt. Die letzten Erzählungen von M. Weiß und J. Roos: „Fränzeli" und „Geheilter Aberglaube" sind in der zweiten Serie der von Ernst Kuhn in Biel (1903) herausgegebenen Sammlung „Bergkrystalle" enthalten.

Dr. Joh. Kreyenbühl, Zürich.

Der internationale Frauenkongreß in Berlin

(12.—18. Juni 1904).

Nachdruck verboten.

Eindrücke einer schweizerischen Teilnehmerin.

(Schluß).

Die Sektion II (Frauenerwerb und -berufe) zeigte das Weib in landwirtschaftlichen und häuslichen Diensten, als gewerbliche Arbeiterin, in Handel und Verkehr, in Krankenpflege, in Kunst, Kunstgewerbe und Literatur, in wissenschaftlichen Berufen, also sowohl in den durch die Frauenbewegung neu erschlossenen und noch vielfach umstrittenen als auch in alt hergebrachten Beschäftigungsgebieten. Der Vorwurf, daß man sich nur um neue Bildungs- und Berufsmöglichkeiten für die Bürgerlichen, nicht aber um die Lage der proletarischen Geschlechtsgenossinnen kümmere, darf dieser Sektion (überhaupt dem ganzen Kongreß) nicht gemacht werden, bildete doch einen Hauptgegenstand der Beratungen die Frage, wie den Fabrik-, Heim-, Landarbeiterinnen, den Dienstboten zu Organisation und Besserstellung verholfen werden könnte. Inbezug auf letztere z. B. wurde vorgeschlagen: Aufhebung der verschiedenen veralteten Landesgesindeordnungen (z. B. der preußischen von 1810, die der Herrschaft noch das „Recht auf Tätlichkeit" zugesteht, während das badische Gesetz die fortgeschrittenste Stufe darstellt), einheitliche Regelung des Dienstverhältnisses: mit einem Mindestmaß der Ruhezeit, Unterstellung unter die Gewerbegerichte, Kranken- und Unfallversicherung, Fortbildungsschulen. Leider hatte die Hauptvereinigung deutscher Arbeiterinnen aus politischen Gründen (Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei) ihre Beteiligung abgelehnt. — Besonderes Interesse verdiente auf diesem Gebiet z. B. das Referat der staatlich-badischen Fabrikinspektorin Dr. Marie Baum, die die Gründe für Minderwertigkeit vieler Frauenfabrikarbeit darin sieht, daß es den jungen Arbeiterinnen zunächst meistens nicht an Eifer, Geschick und Arbeitsfreudigkeit fehle, daß solche aber vielfach lahm gelegt werde, einmal durch die ja auch in andern Gebieten bekannte und schädliche Anschauung, daß Berufsarbeit bei einem Mädchen als bloßer Uebergang auf die Ehe hin nur flüchtig zu betreiben und keiner tüchtigen Vorbildung wert sei, ferner ganz besonders durch die niederdrückende Aussicht, niemals in höhere Stellungen hinaufrücken zu können. Wo dagegen ausnahmsweise gleiche Ausbildung und Aussicht auf Avancement für beide Geschlechter vorhanden sei (wie z. B. in der Schmuckindustrie), sei die weibliche Arbeit vollkommen gleichwertig. Fräulein Dr. Baum verlangt Fach- und Gewerbeschulen für Mädchen und, damit daneben die hauswirtschaftliche Ausbildung nicht zu kurz komme, noch ein Jahr extra daraufhinzielender Volksschule.

In der Versammlung „Frauenlöhne" wurde auf die Gefahren hingewiesen, die aus der niedern Bewertung der Frauenarbeit hervorgehen: für diese selbst und für die allgemeinen Lohnverhältnisse. „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" bildete das Losungswort. — Ein besonderes Referat (Frau Marie Lang) wies nach, wie auch die Hausfrauenarbeit gewertet und höher geschätzt werden sollte, und zwar zunächst durch die Gesetze, die sie ja vielerorts gleich Null taxieren, indem sie die Witwe von jeglichem Anteil an gemeinsam erworbenem Vermögen ausschließen. So kann eine Frau, die vielleicht viele Jahre lang mit ihrem Gatten gearbeitet und für ihn gespart, bei seinem Tode mittellos dastehen, ein trauriges Zeugnis der Geringschätzung des Gesetzgebers für die Hausfrauenarbeit!

In der III. Sektion wurde das ungeheure Gebiet der sozialen Bestrebungen eingeteilt in Fürsorge für Arme, Kranke, Kinder und Jugendliche, Gefangene, Hebung der Sittlichkeit, Alkoholbekämpfung, Berufsorganisationen und Genossenschaftsbewegung, verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen. Aus den Berichten all der Vertreterinnen der Länder ging mit großer Deutlichkeit hervor, daß auch auf diesem, von weiblichem Mitgefühl ja von jeher so gerne begangenen Gebiete neue Wege eingeschlagen werden müssen, die nicht nur vom guten Herzen, sondern vor allem durch klare Einsicht, weise Selbstbeherrschung, umfassende Erfahrung vorgeschrieben werden müssen. Statt Almosen drauflos zugeben, wie es noch Großmütterchen durfte, muß die moderne Frau danach streben, Zusammenhang und Zielbewußtsein in all die Wohltätigkeitsbestrebungen hineinzubringen, Zusammenhang z. B. der privaten mit der öffentlichen Gemeinnützigkeit, das Bewußtsein, daß dem Bedürftigen nur geholfen ist, wenn man ihn dazu bringt, sich selber zu helfen (z. B. durch Ausbildung, Berufsorganisation 2c.). Wichtig und fruchtbar scheint mir u. a. die von Amerika ausgehende Anregung, wieviel die Käuferinnen zur Verbesserung der Lage ihrer, die Waren produzierenden Geschlechtsgenossinnen (z. B. der Bekleidungsbranche) beitragen könnten, wenn sie sich durch extra dazu angestellte Sachkundige unterweisen ließen, zunächst einmal darüber, wie sie zu diesem Behufe einkaufen müssen (z. B. nicht alles im letzten Augenblicke und in der Hautesaison auf einmal) und dann wo sie kaufen sollen, d. h. nur bei solchen Geschäftsinhabern, die ihre Arbeitsleute anständig halten und bezahlen.

In der III. Sektion wurde auch die Stellung der Frau im Kampf gegen den Alkohol behandelt. Das einleitende Referat hielt hier Frau Dr. Wegscheider-Ziegler, mit großer Klarheit und Schärfe daraufhinweisend, daß die Alkoholfrage in Deutschland noch viel zu wenig beachtet werde, gerade von